

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-341592](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-341592)

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Die fatale Versöhnung.

Es war bei einem Freischießen oder sonst einer derartigen Festlichkeit zu Basel, etwa Anno 1846 oder 1847, da hatten sich mancherlei Gäste von nah und fern dazu eingefunden, und Jeder wollte den ersten Preis davontragen, so ein Duzend schwere silberne Löffel oder eine goldene Reperitruhr, und die Ehre, versteht sich, oben drein.

Auch aus dem badischen Markgrafenland gab es da nicht wenig Gäste, die sich gar wohl und behaglich fühlten bei den freien Schweizern, und denen die schönen Redensarten von Freiheit und Brudersliebe gar lieblich, wie Flötenion und gar mächtig ergreifend wie Orgelklang in den Ohren summten. Und wenn so ein breitschulteriger Urschweizer mit seiner gewaltigen Stimme über das immer noch rauschende Meer der Zuhörer dahinbrausete, und wenn bei jedem Kraft- und Sastwort tausende von Händen klatschten und tausende von H in der Luft ihre Triller und Purzelbäume schlugen und tausende von Stimmen bravo! bravissimo! schrieten, da wurde es auch manchem Markgräfler wärmer und lebendiger um's Herz, und er lief umher, wie ein jährig Hühnlein, das am ersten Eierlegen studirt und dachte bei sich selbst: Wer doch auch so eine schöne Rede halten könnte! Und aus dem stillen Gackern des Herzens wird's wahrhaftig schneller Ernst, als es der Kalendermann dem angehenden Redner zugetraut hätte.

Denn eh wir uns von dem letzten Redesturm halbwegs erholt haben, siehe da steht schon unser Landsmann droben auf der Kanzel des Ruhmes und winkt mit dem Hut, und will reden. Wer's war, ob der stillschweigende, wohlgenährte Gastwirth, oder der Weinhändler mit den breiten Schritten aus der Nachbarschaft, weiß der Kalendermann nicht auf's Gewissen zu sagen, und wüßte er es auch, so dürfte er's nicht verrathen, denn ein halber Vetter des Redners, der beim Gasthalter schon manchen guten Schoppen Redenhager gekertz, hat's ihm im Vertrauen erzählt. Also, droben steht er, und räuspert sich und beginnt seine Rede, wie es löblicher Brauch ist, mit nachbarlichem Gruß und herzlichem Dank für die gute Aufnahme im freien gastlichen Schweizerland, und kommt dann auf sein Vaterland und dessen Vorzüge und den Großherzog. — Aber, o weh, wie ein Pulverfaß, in das ein Funken gefallen ist, so erhebt sich da auf einmal der Sturm, das Brausen, das Schreien, das Pfeifen der andächtigen Zuhörer, und: Ahe mit'em! Ahe mit'em, Use mit'em, Use mit dem Fürstentknecht, mit dem Aristokrat,

mit dem Lumphund!! ruft namentlich Einer, der eine besonders gute Rednerklunge hat, und der dem armen badischen Redner gerade gegenüber steht. Dieser versucht es zwar, sich näher zu expliziren, sicht mit Hut und Hand wie ein Verzweifelter, stampft mit den Füßen, wie ein wildes Pferd, schreit wie ein Rasender, — aber seine Worte fallen unter der Menge wie ein Tropfen in's Meer, und, mit dem stolzen Gedanken: der Geschickste gibt nach! steigt unser verunglückter Landsmann in stiller Ergebung, ohne Vorbeerkrone, von der Bühne herab, um sich schweigend unter der Menge zu verlieren. Aber, selten kommt ein Unglück allein. So ging's auch ihm. Denn, der erste freie Schweizer, dem er auf seinem Entweichungsversuche in die Hände läuft, ist eben der schlimme Schreier, der vorhin, nebst einem neben ihm stehenden Kameraden, alle seine Versuche zur Fortsetzung seiner Rede vereitelt hatte. So groß des Verunglückten Zorn war, so hatte er doch einen solchen heimlichen Respect vor dem gewaltigen Volkemann bekommen, daß es ihm gar nicht gleichgiltig war, was dieser von ihm dachte. Darum saßt er jenen ganz freundschaftlich beim Hembärmel, und ersucht ihn um geneigtes Gehör, und unter Mithetheuerung und Bekräftigung des andern Oberländers wird dem starklungigen Schweizernachbarn auseinandergesetzt, wie sie, die beiden Gäste, ganz und gar gesinnungstüchtige Liberale seien, und abgesagte Feinde aller halben und ganzen Aristokraten, und gänzlich sauber über's Nierenstück, wie der alte Generalfeldmarschall Buser von Riestal zu sagen pflegte. Ja es wurde dem mehr und mehr erweichten Schweizer und der zuhörenden Umgebung schließlich erklärt, der Redner habe eigentlich nur dies und das in den Eingang seiner Rede verflechten wollen, um dann erst dem Vater J., einem damaligen liberalen Stern erster Größe, ein recht kräftiges Hoch zu bringen.

Jetzt war die Versöhnung und Verständigung vollständig bis auf's Keimen, und das sollte auch noch kommen, denn, unter gar höflicher Abbitte seines begangenen Unrechtes, nimmt der eines Bessern belehrte Schweizer den Einen, einer seiner Freunde den andern unserer guten Landsleute gar freundschaftlich am Arm, und versichert hoch und theuer, es sei für sie eine wahre Ehrensache, mit einer Flasche guten alten Markgräflers ihr Unrecht gut zu machen, und die Wunden des so unschuldig Getrunknen auszuwaschen. Darin waren sie bald einig, denn in dem Stück besteht zwischen uns guten Deutschen dießseits des Rheins und unsern schweizerischen Stiesbrüdern drüben

eine wunderbarliche Uebereinstimmung der Gefühle. Also saßen bald in aller Gemüthlichkeit unsere zwei Landsleute mit etwa 4 bis 5 neu gewonnenen Freunden in einem schattigen Plätzlein auf dem Festplatze, und die lieben Freunde aus dem Schweizerland ließen ein Fläschlein Fünfundzwanziger Marktgräser nach dem andern aufmarschiren und unsere glücklichen Landsleute hatten vor Anstoßen und Freundschaftsbezeugungen kaum Zeit zum Schlucken, geschweige denn das Salz im Wein zu erkustern, was der breitschultrige Weinhändler sonst aus dem H versteht. Bald kam auch ving moussé, wie der Weinhändler sagt, und wenn's noch eine Weile so fortgedauert hätte, so wär's wohl auch noch zu Punsch und Glühvin gekommen, wie derselbe Freund sich auszudrücken pflegt. Aber alle Herrlichkeit dieser Welt, geschweige denn die Herrlichkeit eines Marktgräser Fünfundzwanzigers, nimmt einmal ein Ende, und so ging's auch diesmal.

Die Schweizerfreunde hatten zwar weiblich gearbeitet, um ihre aufrichtige Versöhnung zu beweisen, aber da kam ein Bekannter vorüber, mit dem man sich ein Weilschen Arm in Arm unterhalten mußte, dort knallte ein Schuß, dem man's anhörte, daß er in's Schwarze getroffen hatte, dort rief einer den Rudi beim Namen, dort gab's einen lauten Spektakel auszukundschafien, — und kurz und gut, — es war keine rechte Stunde des freundschaftlichen Zusammenseins verslossen, so saßen auf einmal unsere zwei wackern Landsleute, daß sie beide mutterseelen allein, das heißt vor einem ganzen Regiment leerer Flaschen am Tische saßen, und daß die versöhnlichen Freunde sammt und sonders ohne Kuß und Abschied von ihnen geschieden waren. Bald jedoch kam Einer auf sie zu, aber es war leider der Kellner mit einer ellenlangen Rechnung, die er ihnen hersagte, mit einer unzweideutigen Handgeberde, ihnen anzuzeigen, daß er keine Zeit zu warten habe und daß sie mit den Fünffrankenthalern austrücken möchten. Alle Einwendungen, daß sie ja keinen Wein, wenigstens nicht allen bestellt hätten, halfen nichts gegen diesen hartherzigen Schweizerjüngling, welcher sogar etwas von Landjägern zwischen den Zähnen murmelte, was denn die beiden Betrogenen bewog, in den sauern Apfel zu beißen und die Kleinigkeit in Ordnung zu bringen.

Lange noch saßen die beiden guten Freunde am Tische, blickten einander still und schweigsam gegenseitig in das ellenlange Gesicht, und warteten auf die Rückkehr ihrer guten Nachbarn.

Als es aber allmählig zu dämmern anfang, standen sie schweren Herzens auf, und der salzschmeckende Weinhändler sagte: Es sin enneweg g'meini Kerli, die Liberale! —

Die dreiste Magd hat viel gewagt.



An dem sogenannten schwarzen Hause, einem der ältesten Gebäude zu Bing in Schlesien, auf dem dasigen Markt, ist über der Thür ein Gemälde angebracht, welches eine Magd, auf einem Schimmel sitzend, von dem

Galgen nach der Stadt fliehend, vorstellt, unter welchem die obigen Worte zu lesen sind.

Als Kunstwerk hat das Gebild keinen Werth, wohl aber als Alterthum. Die Geschichte, worauf sich dasselbe bezieht, ist folgende:

Im Anfang des 17. Jahrhunderts, als dieses Haus einem Weinschenken gehörte, hatte sich eines Abends eine ziemliche Anzahl von Weingästen versammelt, welche sich von Dem und Jenem, zuletzt auch von Gespenstern unterhielten. Die dreiste Magd des Hauses, welche zugegen war, ließ gegen die Gesellschaft die Aeußerung fallen, daß sie sich vor keinem Gespenste fürchte, und bereit sei, jede Probe deshalb zu bestehen. Sogleich trat der Scharfrichter der Stadt hervor, überreichte der Magd einen Schlüssel und sagte: daß er nun dann ihre Worte für mehr als Prahlerei halten würde, wenn sie mit diesem Schlüssel zum Galgen ginge, die Thüre desselben aufschlöße, und seine Handschuhe, die er dort vergessen habe, noch in dieser Stunde abholte. Nach einigen Bedenklichkeiten willigte die Magd in das Verlangen des Scharfrichters, und trat schnurstracks ihre Reise an. Es war nahe um die Mitternachtszeit, als sie das Thor der Stadt erreichte. Rings um sie her waltete grauenvolle Stille, und des Mondes blasser Schein erleuchtete ihren Pfad. Sie kam beim Hochgerichte an, und zog schon den verhängnißvollen Schlüssel aus ihrer Tasche hervor, als sie plötzlich gewahr wurde, daß sie seiner nicht bedürfe. Die Thüre war bereits geöffnet. Dieser Umstand machte sie fuzig, und sie erschraak nicht wenig. Um sich indes nicht von den daheim wartenden Gästen verspotten, und vor der ganzen Welt lächerlich machen zu lassen, beschloß sie, alles zu wagen. Festen Schrittes trat sie in den innern Raum des Galgens, und bemächtigte sich der nicht ferne liegenden Handschuhe. Indem sie übrigens ihre scheuen Blicke umherwarf, fielen dieselben auf mancherlei Gegenstände, welche bei ihr die Vermuthung erregten, daß das Hochge-

icht einer Klau
diene, die sich
erniert habe.
wahrscheinlich
Schimmel der
den Galgen
Jungfrau war
dieselben, lenk
Eile nach dem
Strecke vom H
ber von ihrem
und Schimmel
Sogleich bef
deres Pferd
nen, welche in
halb ihren Be
Zum Glück
Stadt. Man
schlüpfe hinc
Beute im W
abenteuerliche
wenig stante
Einige Ta
tage, als alle
waren, trat
Stube und fe
dunkle Ahnun
ren ihr Verf



richt einer Räuberbande zum nächtlichen Aufenthalt diene, die sich wahrscheinlich Gewerbes wegen enisfernt habe. Diese Vermuthung wurde noch wahrscheinlicher, als sie beim Heraustreten einen Schimmel bemerkte, der reich beladen, und an den Galgen gebunden dastand. Rasch, wie die Jungfrau war, schwang sie sich auf den Rücken desselben, lenkte ihn herum, und jagte in höchster Eile nach dem Thore zu. Raam war sie eine kleine Strecke vom Hochgerichte enisfernt, als die Räuber von ihrem nächtlichen Ausfluge wiederkehrten, und Schimmel und Beute vermischten.

Sogleich bestieg Einer aus ihres Mitte ein anderes Pferd und verfolgte die Spur der Entflohenen, welche in Todesangst gerieth, als sie sehr bald ihren Verfolger dicht hinter sich erblickte.

Zum Glücke befand sie sich nahe am Thore der Stadt. Man öffnete dasselbe geschwind. Sie schlüpfte hinein und kam wohlbehalten mit ihrer Beute im Wirthshause an, wo man über den abenteuerlichen Ausgang des Possenspiels nicht wenig staunte.

Einige Tage nachher, gerade an einem Sonntage, als alle Bewohner des Hauses in der Kirche waren, traten zwei reich gekleidete Herren in die Stube und forderten Wein. Die Magd, der eine dunkle Ahnung sagte, daß wohl einer dieser Herren ihr Verfolger sei, stieg in den Keller hinab,

um den verlangten Wein zu holen. Auf einmal hörte sie Fußtritte hinter sich. Es waren die Fremden, welche ihr in dem Augenblicke im rauben Bastone die Worte zuriefen: „Halt, Kanaille, und empfang den Lohn deines an uns begangenen Raubes!“ Raam vernahm sie die ersten Silben dieses Zurufs, als sie schon das Licht ausblies, durch das ihr genau bekannte Kellergewölbe auf die Straße entschlüpfte, alle Zugänge des Kellers sorgfältig verrammelte, und nun spornstreichs zum Rathhaus eilte, wo sie kurz den ganzen Hergang erzählte. Augenblicklich wurden die nöthigen Anstalten getroffen, die Räuber festgenommen, verhaftet und gendihigt, ihre Mitschuldigen anzugeben, und die ganze Bande wurde hingerichtet.

Heißt das nicht Herzhaftigkeit von einer Magd, wie man sie bei Tausenden nicht findet? Ein Mancher — ich will nicht sagen, der Leser — hätte bei seinem Aberglauben in dem Schimmel beim Galgen einen leibhaftigen Geist gesehen und wäre vor Schrecken erstarrt oder geflohen, so weit und so schnell ihn seine Füße hätten tragen mögen und am andern Morgen wäre die abgeschmackteste Gespenstergeschichte mit allen möglichen Färbungen in Umlauf gekommen. Der Leser soll sagen, ob man das loben könnte! — Die Magd aber hält

den Schimmel für nichts anderes, als was er ist, und weiß sich gleich zu helfen, setzt sich auf denselben und reitet davon, damit sie desto schneller zu Hause ist; und so war's recht. Auch im finstern Keller bleib's Tag in ihrem Kopf, und sie trägt abermals den Sieg über die Räuber davon und bringt sie an den Galgen, der ihnen vorher keine Warnung war, so nahe sie auch dabei waren. Und das war wieder recht: so bekamen die ehrlichen Leute Ruhe vor ihnen.

Doch der Tollkühnheit will der Erzähler nicht das Wort reden, denn bei dieser läuft's gewöhnlich übel aus.

Auch Bauern tragen Handschuhe.

Wir wissen zwar Alle, daß, wenn's im Winter ordentlich pfeift, ein paar dicke Fausthandschuhe auch dem Bauersmann, der zum nahen Bette über Feld will, oder dem Holzmacher, der draußen beim Schneegestöber im Wald steht, recht angenehm sind, aber daß der Bauer zu jeder Jahreszeit Handschuhe trägt, und gar noch der russische Bauer, das ist denn doch etwas Besonderes, und doch ist es wahr. In der russischen Provinz Liefland nemlich wohnt ein Volkstamm, die Letten, bei welchen die Hände fast ebenso regelmäßig bekleidet sind, als die Füße. Ein lettischer Bauer ohne Handschuhe ist eine Seltenheit. Da stehst du den Hirtenbuben, wenn er Kühe und Ochsen auf die Weide treibt, in Handschuhen, der Holzhauer im Walde hat im August seine Handschuhe an, wie im Februar, der Stallknecht ladet seinen Mistwagen, und hat Handschuhe an, als ob er sich fürchtete vor dem üblen Geruch an seinen Fingerlein, und wie bei uns beim Dingen eines Knechtes oder einer Magd oft noch ein Paar Schuhe oder Stiefel oder ein Hemd mitbedungen ist, so bekommt dort ein Hirtenbube seine drei bis vier, ein Knecht seine acht bis zehn Paar Handschuhe jährlich. Was der Grund dieses Gebrauches ist, ist nicht bekannt, es ist eben ländlich, sittlich.

Die Schnupftücher.

Die löbliche Sitte Schnupftücher zu tragen, sollte man meinen, ist wohl eben so alt als die Nasen sind, die ja sicherlich seit Adam's und Eva's Zeiten in der Welt sind, denn sonst hätte die naseweise Eva nicht gleich Gelüste nach den verbotenen Äpfeln bekommen. Das Schnupfgeschäft wird zwar bekanntlich bis auf unsere Tage auf verschiedene Manier betrieben, aber ein Tüchlein, wenn auch nur zum letzten Strich, ist doch immer dabei. Es scheint daß die Italiener das Werkzeug zuerst gebrauchten. Bei ihnen hieß es und heißt bis auf diesen Tag Fazzo-

und Fazzoletto, und das ist unser deutscher Wort Fazinettlein, Fagenette, welches bis vor 200 Jahren der einzige deutsche Namen dafür war und noch jetzt in Oesterreich, Baiern und Schwaben bis zu uns gebräuchlich ist. Dann gebrauchte man dafür den Namen Rastuch, Schnauptuch, viel später Sack- und Taschentuch, und bei unsern lieben Nachbarn den Schweizern heißt es noch jetzt „Nasentumpfen“.

Eine Vergleichung.

Zwei Aehren stehen nebeneinander im wogenden Saatzfeld. Die Eine hebt das Haupt stolz und leicht empor, und scheint sich etwas darauf zu gut zu thun, daß sie über ihregleichen hinaussehnt, die Andere aber steht daneben und neigt bescheiden ihr Haupt zur Erde, als wäre sie in stillen Gedanken vertieft. Die Fülle ihrer Körner drückt sie zu Boden, während jene eitel Spreu und Strannen trägt. Wer steht nicht darin, lieber Leser, das Bild des Menschen. Der Eine, ein wahrer Stroh- und Hohlkopf trägt die Nase hoch durch die Welt, als ob er dazu da wäre, um alle feinetgleichen über die Achsel anzusehen, der Andere, mit einem schönen Vorrath goldener Erkenntnißkörner im Kopfe, hat es gelernt, daß all unser Wissen dennoch Stückwerk ist, und geht darum höchst bescheidenlich durch die Welt und zuckt höchstens die Achseln über den leeren Hochmuthsnarren der da meint, der Mensch mit leerem Kopf und Herzen aber vielleicht mit schönen Kleidern und vollem Geldsack sei doch so ein kleiner Herrgott auf Erden. Dabei denkt der Kalenderschreiber immer an seinen Bewattermann, den Kochlöffler dessen drittes Wort war: *E Bläse isch an e Worscht's isch aber nix drin.*

Wohlthätigkeit in der Hütte der Armuth.

Wohl mag es an der Zeit sein, in unsern Tagen, in welchen die Mittel derer, die noch geben können, so vielfach in Anspruch genommen werden, in unsern Tagen, in welchen der Bettel bald das einträglichste Handwerk geworden ist, ein Beispiel zu erzählen, das von einer andern bessern Gesinnung berichtet.

In einem Städtlein unseres Vaterlandes wohnte vor etwa zwanzig Jahren ein wackerer Mann, der mit den ihm von dem Herrn verliehenen Pfunden den rechten christlichen Gebrauch zu machen verstand, der nicht von dem leidigen Grundsatz ausging: „selber essen macht fett,“ oder: „das Hemd liegt mir näher, als der Rock,“ sondern der in verständiger Weise zu helfen suchte, wo er es konnte und wo er sich überzeugt hatte, daß eine milde Gabe gut angewendet war.

Der erfuhr denn eines Tages, daß in seiner Nach-

barkeit eine
Umständen läßt
Unterstützung be
chen auf seiner
dem Hofe der
in das Jener
sof an Spinn
ren, und am
und im Betre
gestalt, der tra
Armuth, aber
Nach den er
bei der Frau
Lage, und kö
ten, die von v
Aber, fährt
ihr denn nicht
ner Unterstütz
einige Geldhü
Diese weiß
sie seien wohl
Kraft und Kr
habe sie blü
gewußt, und
auch ferner
Nauende W
geringz Gabe
aber höchst le
figte, er möcht
ten, deren es ja
vielen Zueben
aus und eine G
um die eine, d
unser alte ist
brauchen ist,
gesunden, stet
rer Sorge und
wir später ein
einen guten
bitte thun w
liche Heller in
Stimmung die
ihm auf der
von dem er
der Hütte for
und habe ihn
Roth leidlich
der mildthätig
in den Gottes
an das, was
zu haben, No
deulich und f

Der
Eberha
hatte ein

barschaft eine rechtschaffene Familie in gar dürftigen Umständen lebte, und doch nirgends der Hilfe und Unterstützung bekam. Also steckt er einige Thälern aus seiner Armenbüchse in die Tasche, geht nach dem Hause der besagten Familie, klopft an und tritt in das Innere der kleinen haufälligen Hütte. Da saß am Spinnrocken eine Frau von 30 bis 36 Jahren, und am Boden spielten drei muntere Kinder, und im Bette an der Wand lag eine wahre Leidensgestalt, der kranke Vater. Ueberall die Zeichen der Armuth, aber überall Ordnung und Reinlichkeit.

Nach den ersten Begrüßungen erkundigt er sich bei der Frau nach ihren Verhältnissen und ihrer Lage, und hört zu seinem Erstaunen nur Antworten, die von vollkommener Zufriedenheit zeugen.

Aber, fährt der Helfer in der Noth fort, seid ihr denn nicht arm und bedürftig, bedürft ihr keiner Unterstützung? und zugleich will er der Frau einige Geldstücke in die Hand drücken.

Diese weist dieselben freundlich dankend zurück, sie seien wohl arm, aber der Herr habe ihr bisher Kraft und Freundigkeit zur Arbeit gegeben, damit habe sie bisher redlich für die Ihrigen zu sorgen gewußt, und damit hoffe sie, mit Gottes Hilfe, auch ferner zu sorgen. Und, wie sehr auch der stauende Wohltäter in sie drang, doch nur eine geringe Gabe als Beihilfe anzunehmen, standhaft aber höflich lebte sie dieselbe ab, indem sie hinzufügte, er möchte Aermere und Bedürftigere bedenken, deren es ja leider noch viele gebe. Endlich, nach vielem Zureden, spricht sie: Wenn Sie denn durch aus uns eine Gabe zugehört haben, so bitte ich Sie um die eine, daß Sie mir eine Bibel kaufen, denn unsere alte ist so abgenutzt, daß sie kaum mehr zu gebrauchen ist, und dorthin haben wir bisher die Kraft gefunden, stets auf Gott zu vertrauen und in schwerer Sorge und Arbeit nicht zu ermatten. Bedürfen wir später einer andern Hilfe, so kennen wir jetzt einen guten Menschen, bei dem wir keine Fehlbite thun werden. Gerührt willigte der freundliche Helfer in ihren Vorschlag, und als er in solcher Stimmung die Hütte der Armuth verließ, begegnete ihm auf der Schwelle ein alter gebeugter Greis von dem er auf Befragen erfuhr, die gute Frau in der Hütte kochte ihm zweimal wöchentlich eine Suppe, und habe ihn seit bald zwei Jahren in seiner bitteren Noth leiblich und geistig getröstet. — Da gedachte der mildthätige Mann des Scherleins, das die Wittwe in den Gotteskasten legte, gedachte mit Beschämung an das, was er selbst, in der Meinung Vieles gethan zu haben, Nothleidenden gespendet, und ging nachdenklich und schweigend von dannen.

Der herzogliche Hirschfänger.

Eberhard Ludwig, Herzog zu Württemberg, hatte eines Tages das Unglück, auf einer seiner

Lieblingsjagden, durch die er seinen Sommeraufenthalt auf seinem Lustschlosse A. zu verherrlichen pflegte seinen Hirschfänger zu verlieren, an dem er so ganz mit Leib und Seele hing, daß ihm keine Gnade zu hoch schien, um sie dem anzubieten, der ihm denselben wieder herbeischaffen würde. Wälder und Felder wurden von unzähligen Händen durchsucht, — Schaaren von Jägern und Landleuten wurden aufgefodert, das Lieblingsgewehr des Fürsten, mit dem zugleich seine ganze gute Laune verloren gegangen war, auszuforschen. Jegliche Mühe war vergebens, wiewohl kein Strauch undurchsucht blieb: Der Hirschfänger war nirgends mehr zu entdecken.

Eine Summe von hundert Gulden, oder eine Gnade anderer Art war der bestimmte Dank für den reblischen Finder.

Acht Tage waren nun unter steten fruchtlosen Nachforschungen verschwunden, als früh Morgens am neunten ein schlichtes Bäuerlein an der Wache des Schlosses erschien, das den köstlichen Hirschfänger gefunden zu haben vorgab. Der wachhaltende Soldat, dem das schlichte Mäunchen zur rechten Stunde kam, weil er bei dieser Gelegenheit einige Gulden in die Fiste zu kriegen, und die anscheinende Einfalt desselben zu pressen dachte, — drang in denselben, erst mit guten freundlichen Worten, und dann mit Drohungen, ihm ein Viertel an der so leicht verdienten fürstlichen Gnade zu überlassen. „Nur von mir,“ sprach er mit der anmaßenden Miene eines bedeutenden Mannes, „von mir hängt es ab, dir den Zugang zu dem Herzog zu gestatten; oder aber dich, als einen Betrüger in Verhaft nehmen zu lassen, der, Gott weiß auf welchem Wege, zu dem Hirschfänger gelangt ist. Der Hauptmann ist mein Freund, und es sollte mir nicht schwer werden, dich so —“ Tiefes Nachdenken heuchelnd, gab endlich das Bäuerlein dem ungestümen Prahlen des Schnurrbartes nach, der sich bereits auf die süße Gurgelwäsche freute, die er sich mit seinem Antheil an der fürstlichen Gnade bereiten wollte, und dem Bauern in dieser heitern Aussicht die Schlosspforte öffnete.

Woher Bauer? rief ihm auf der ersten Treppe im Schloß ein Herrchen entgegen, das in eitel Seide gekleidet, mit einem Bündel Papier unter dem Arm, leichtfüßig die Treppe herabgeflattert kam. Der Bauer belehrte ihn von der Ursache seines Besuchs.

„Zum Herzog also? zu diesem haben Menschen deiner Art keinen Zutritt.“ — „Aber ich habe den Hirschfänger des Herzogs gefunden, auf dessen Wiederherbeischaffung er selbst hundert Gulden, oder sonst eine Gnade gesetzt hat,“ sagte der Bauer. „Und wenn du das ganze Herzogthum gefunden hättest, so kannst du den Herzog nicht sprechen,“ erwiderte der Höflichling. „Aber einen Vorschlag will ich dir thun, denn nur ich bin im Stande, dir den

Zugang zu dem Fürsten zu verschaffen, wobei ich selber alles riskire — verstehst du mich? und ohne mein Fürwort kannst du Tage hier zubringen und dein Geld verzehren, ohne vorgelassen zu werden; ja, du kannst noch gar am Ende mit einer derben Prügelsuppe heimgeschickt werden; denn ihr Leute verstehet das Hofleben nicht. Also einen Vorschlag! wofern du mir die Hälfte des Trinkgeldes abtreten wirst, so will ich — — „Das will ich herzlich gern,“ fiel ihm das Bäuerlein in's Wort, „das will ich, wofern ich nur mein Viertel rette, das mir vom Ganzen noch übrig bleibt.“

„Dein Viertel,“ murzte spöttelnd der Altentritter mit nachdenklicher Miene. „Freilich,“ entgegnete ihm der Bauer; „denn dem Mann im blauen Rocke da drunten, der mir die Pforte öffnete, mußte ich auch ein Viertel von der zu hoffenden Gnade abtreten.“ „Tropf! der du bist,“ sprach der junge Herr, „der hat dich hochhaft geprellt;“ und hüpfte lustig die Treppe wieder hinan, um dem Herzog die Wiederkehr seines geliebten Hirschfängers anzukündigen. Wer war vergnügter, als der Herzog und mit ihm die Hofleute, die innerhalb der fatalen acht Tage so oft die Zielscheibe der fürstlichen Mißlaune gewesen waren.

Der Bauer wurde in's Zimmer des Herzogs gerufen. „Erbite dir eine Gnade, redlicher Mann!“ trat ihm freundlich der Fürst entgegen. Der Bauer schien erschrocken und verlegen; als aber der Herzog seinen Antrag erneuerte, da hat er unterthänig um — fünfzig Prügel auf den Hintern! —

Das ganze Hofgestülde brach in ein lautes Gelächter aus. Der Herzog maß den drolligen Bauer staunend von der Fußsohle bis zum Scheitel. Nichts desto weniger beharrte dieser auf seiner Bitte. „Jeder nach seinem Geschmack!“ sprach endlich der Herzog und befahl einem anwesenden Offizier, dem Bauer auf der Stelle die selbstverlangte fürstliche Gnade in guter Münze ausbezahlen zu lassen. Kaltberzig empfing er, was ihm vom Ganzen gebührte, seinen rechtmäßigen Antheil. Als aber der geschäftige Zuchtmeister fortzahren wollte, da schrie ihm der Bauer zu, inne zu halten, indem er etwas vorzubringen habe. „Ein Wort, durchlauchtigster Herzog!“ sprach er, „sei mir zu reden vergönnt! Mich trifft nur ein Viertel Eurer Gnade; denn Eurem Schreiber mußte ich geloben, die Hälfte, — und dem Soldaten, der Euch bewacht, ein Viertel davon abzutreten.“ Die Stirne Eberhard's runzelte sich, er verlangte nähere Auskunft, die ihm der Bauer auch sogleich mit aller Aufrichtigkeit ertheilte. Er sah ein, von welchen Menschen er umgeben und bewacht sei, und wie wenig sich nicht selten ein Fürst auf die Ehrlichkeit seiner Diener verlassen könne. Er rief beide vor sich, stellte ihnen die Schändlichkeit ihres Vergehens

unter Augen, und ließ ihnen im Angesichte des Bauers und der Höflinge den rechtmäßigen Antheil an den 50 Schillingen abtragen. Vergebens suchten sie das Gewitter durch Bitten abzuwenden, und durch heuchlerische Reue die Ungnade des Fürsten zu mildern. Der Herzog blieb unerweicht. „Ihr empfanget,“ sagte er, „was ihr selbst verlangtet, und das von Rechts wegen; ja ihr wäret wohl einer empfindlicheren Strafe werth; denn eben diese kalte, trophige Sprache, in der ihr dem Unterthanen seinen Fürsten fälschlich darzustellen suchtet, um desto eher sein Geld in euren Beutel zu leiten; diese gesegwidrige Eigennützigkeit, durch die ihr zuerst die Gesetze brechet, und euer Amt sträflich entebret; — wie leicht könnten sie die ergiebigsten Quellen aufrührerischer Ausbrüche und das Unglück meines Volkes und meines Thrones werden, da sie nothwendig dem Unterthanen die Liebe zu seinem Fürsten rauben müssen, dessen Pflicht es ist, jedem seiner Unterthanen freien Zutritt und ein unerkauftes Gehör zu verstaten.“ Dem Bauer ließ er am Ende dieses Auftritts die hundert Gulden ausbezahlen, der, hocherfreut, auch einmal ein Paar von den gewöhnlichen Plagegeistern der Bauernschaft geprellt zu haben, mit voller Tasche der Heimath zueilte.

Der geneigte Leser soll nun entscheiden, wer sein Rechnungsexempel richtig gerechnet hat, der Bauer oder die beiden Andern, die ihn pressen wollten. Euch weiß er gewiß noch eine oder die andere Anwendung für sich zu machen, er mag nun ein Herr sein oder ein Bauer. Und vor dem Herzog Eberhard Ludwig hat er ohne Zweifel Respekt, weil derselbe nicht wollte, daß seinen Unterthanen der Zugang zu ihrem Fürsten sollte ungebührlich versperrt sein.

Wie sich's oft so sonderbar schickt.

In Wien kommt ein junger Mann in ein Wirthshaus und läßt sich's wohl schmecken. Nachdem er seinen Appetit gestillt, zieht er aus seiner Brieftasche einen Hundertguldenschein und bezahlt die Rechnung. Der Wirtz nimmt den Schein in Empfang, und gibt dem Gast das übrige Geld heraus. Ein zweiter Herr im blauen Frack, der gleichfalls gespeist hatte, spricht eben mit dem Wirth, als dieser das Papier wechselt. Er besieht sich dasselbe, und fragt dann den jungen Mann, ob er nicht noch einige solcher Scheine bei sich habe, da er gern einige auszuwechseln wümsche. „O ja,“ erwidert der Gefragte, langt abermals seine Brieftasche hervor und die Wechselung geht vor sich. Dadurch werden die beiden Gäste vertrauter mit einander. Sie verlassen gemeinschaftlich das Wirthshaus und wandern einige Straßen zusammen. Da bleibt der Herr

im blauen Frack
Begleiter: „H
mit dem Her
und durch die
Sie, und wir
ander.“ Der
trat in das
langte in eine
Begleiter besa
„Ich muß
Frack, „mir
bekommen hab
fragte erbläst
Antwort verfi
Offiziant fort
lich dieser Pa
Ihrer unsehl
gerietz immer
entlich, die
einem Herrn
zu haben. W
tische wieder
er einen bei
der junge M
zusammen im
nen befehle
vintlich hie
Der Entweder
sob sie dann
Jemand sie ver
dete sich auch
spricht sie als
verglichen Don
bittet sich jed
zeichnen aus
und eine Sch
aus dem Sch
von der Polze
gibt sich, daß
tenfabrik erri
auf ein Jahr
Als dieser
er sich bei er
ser erkundigt
bestenigen. d
„Woblan“ si
„wenn sich W
so ist Euch
führen.“ Und
20.000 Gul
Denn es be
behülich ist
und zur Str
nung von 2
So schickt
bedar!

Die theuern Stiefel.

im blauen Frack plötzlich stehen und sagt zu seinem Begleiter: „Hier ist meine Wohnung; es würde mir und den Meinigen angenehm sein, wenn Sie uns durch Ihren Besuch beehren wollten. Kommen Sie, und wir trinken ein Gläschen Tokajer miteinander.“ Der Andere nahm das Anerbieten an. Man trat in das Haus, stieg die Treppe hinauf und gelangte in einen geräumigen Saal. Der erstaunte Begleiter befand sich auf dem — Polizei Bureau.

„Ich muß Sie ersuchen,“ begann der Herr im Frack, „mir zu sagen, wo Sie die Banknoten her bekommen haben, denn sie sind falsch.“ Der Befragte erblaßte, und wollte sich durchaus zu keiner Antwort verstehen. „Wissen Sie,“ fuhr der Polizei-Offiziant fort, „daß, wenn Sie sich nicht hinsichtlich dieser Papiere legitimiren, der Tod am Galgen Ihrer unfehlbar wartet?“ Der Banknoteninhaber geriet immer mehr in Bestürzung, und gestand endlich, die Brieftasche mit den falschen Papieren einem Herrn im Leopoldstädter Theater gestohlen zu haben. „Würden Sie den Eigenthümer der Brieftasche wieder erkennen?“ — „Unbezweifelt, zumal er einen bestimmten Platz im Theater hat,“ sagte der junge Mann. — „Wohlan! so gehen wir heute zusammen ins Theater, und Sie thun, was ich Ihnen befehlen werde.“ Am Abend standen die Zwei pünktlich hinter dem Eigenthümer der Brieftasche. Der Entwender ließ dieselbe auf den Boden gleiten, hob sie dann auf, und fragte die Umstehenden, ob Jemand sie verloren habe. Der Eigenthümer wendete sich auch um, erkennt seine Brieftasche und spricht sie als die seinige an, indem er zugleich seinen herzlichsten Dank dem ehrlichen Finder abstattet. Dieser bittet sich jedoch, ehe er sie zurückgibt, einige Kennzeichen aus. Der Eigenthümer nennt ein Portrait und eine Schneiderrechnung. Beim Herausgehen aus dem Schauspielhause wurde der Brieftaschenherr von der Polizei in Beschlag genommen, und es ergibt sich, daß er auf seinem Gute eine ganze Banknotenfabrik errichtet hat. Der Andere kommt als Dieb auf ein Jahr in's Zuchthaus.

Als dieser seine Strafzeit überstanden hat, meldet er sich bei einem Rechtsgelehrten als Schreiber. Dieser erkundigt sich näher und erfährt das Schicksal desjenigen, der ihm seine Dienste angeboten hat. „Wohlan,“ spricht er endlich, als jener fertig ist, „wenn sich Alles so verhält, als Ihr mir da erzählt, so ist Euch geholfen. Ich selbst will Eure Sache führen.“ Und dem war so. Der Schreiber erhielt 20,000 Gulden aus der Staatskasse ausbezahlt. Denn es heißt ausdrücklich in den Gesetzen: Wer behülflich ist, daß ein Banknotenverfälscher entdeckt und zur Strafe gezogen wird, erhält eine Belohnung von 20,000 Gulden.

So schickt sich's manchmal in der Welt ganz sonderbar!

„Ich will heute auf den Markt,“ sagte der Schreiner Stoffel zu seinem Weibe, als er des Morgens aufstand, „meine Stiefel sind kaputt, dort kauf ich das Paar um einen Thaler und hier krieg ich sie nicht unter vier Gulden.“ Wie gesagt, so gethan. Der Meister Stoffel machte sich auf den Weg, „und daß du mir auch bei Zeit wieder heim gehst,“ ruft ihm seine Alte noch nach, als er schon vor der Hausthüre steht. „Ich bin bis Mittag wieder da, auf Ehre,“ sagt der Meister Stoffel und geht seiner Wege. Auf dem Markt sind viele Schuhmacherstände aufgeschlagen, und der Meister Stoffel braucht nicht lange zu handeln, bis er ein Paar gute Marktstiefel hat um 2 Gulden. — Es ist bedeutend erspart, dachte der Stoffel, und es trägt's schon aus, daß ich ein Glas mitnehme, überdies bin ich durstig. — Er geht also in den rothen Löwen und trinkt einen Schoppen, und da dieser so gut schmeckt, so trinkt er noch Einen, und wie er jetzt fort will, so kommt der Maurer Philipp, sein guter Freund und Cumpen, und dem trinkt er einen zu und bald kommt der dritte Schoppen, und der ist noch nicht der letzte, sondern bekommt noch viele Cameraden, sintemal der Maurer Philipp und der Schreiner Stoffel Nachts um 11 Uhr noch bei einander sitzen. Stehen können sie aber nicht mehr bei einander, denn der Stoffel ist, als er's probirte, dem Philipp plötzlich zu Fuße gefallen, und hat seine Knie umfaßt. — Aha, dachte er, so sieht's aus, nun ist's Zeit, daß ich heimgehe. Ueberdies war schon ein Polizeidiener da gewesen, und hatte den versammelten Gästen befohlen, nach Hause zu gehen. Also trennen sich die beiden Freunde, und der Stoffel macht sich auf den Heimweg, muß aber doch gleich vor der Stadt probiren, wie tief der Chauffee-graben ist, er kann's nicht lassen, und legt sich mit seiner ganzen Lebensgröße hinein, also daß die neuen Stiefel, die er über die Achseln gehängt hat, eingeweicht und eingeweicht wurden, ehe er sie an den Fuß brachte. Es ist doch Schade für die neuen Stiefel, spricht der Stoffel für sich selbst, als er sich aus dem Graben wieder herausgeholt hat, ich will doch lieber umkehren, und sie dem rothen Löwenwirth zum Aufheben geben, morgen in aller Frühe hol ich sie ab, 's ist ja nur ein Katzenprung. Also kehrt der Stoffel wieder um, und giebt seine Stiefel dem rothen Löwenwirth zum Aufheben. — „Ich könnte sie verlieren in der Finsterniß, morgen früh hol ich sie wieder ab,“ sagt er. Als am andern Mittag der Stoffel erwachte, fallen ihm gleich die Stiefel wieder ein, flugs zieht er Rock und Hosen an, die noch am Dfen hängen zum Trocknen, denn seine Frau hat sie auswaschen müssen und spaziert nach L. zum rothen Löwenwirth, um die Marktstiefel abzuholen. — Unterwegs hustet er mehrmal,

denn es ist ihm gar nicht recht im Magen, und im Kopf hämmerts wie auf einem Ambos, deshalb hat er sich schon entschlossen, aus dem Löwen zu gehen, ohne einen Schoppen zu trinken; es wäre dies jedoch das erste Mal gewesen in seinem Leben. Allein der Mensch denkt's und am Ende geht's doch anders, als er denkt, so auch beim Stoffel. Als er zur rothen Löwenwirthsthüre hineintritt, stößt er einen Bekannter von ihm da, zwar nicht der Maurer Philipp, aber der krumme Schuhmacher Matthäus, „und der hat einen Schoppen vor sich und bringt's dem Stoffel.“ Kann ich, oder kann ich nicht, fragt dieser bei sich selbst; mein Magen ist gar zu schlecht; nun ich probir's einmal, „der Hund, der mich am Abend beißt, muß mich am Morgen wieder lecken,“ und so thut er dem krummen Schuhmacher Matthäus Bescheid, und muß nun Schand und Ehren halber doch auch einen Schoppen kommen lassen und Durstes halber noch einen, und saß Schand und Ehren halber Nachts um 11 Uhr noch da, und lag später im Chausseegraben am nämlichen Plätzchen, wo er gestern gelegen, bis ihn ein Postillon, der vorüberfuhr, auf seinen Postkarren lud, und ihn dabei vor seiner Hausthür ablud. „Da bringe ich Schwarzwildbret,“ sagte er zur Frau Steffel.

Am andern Morgen, als der Stoffel aufwachte, kamen ihm die Stiefel, wenn man Alles zusammenrechnet, auf 8 Gulden.

Merke: Wenn du an keinem Wirthshause vorbei kannst, ohne hineinzugehen, so geh nicht auf den Markt um Stiefel zu kaufen, es wird nichts dabei erspart, und sie sind ohnedies nicht so gut als die andern, die du beim Schuster bestellt hast.

Der gelungene Kunstgriff.

In einem französischen Dorfe befindet sich ein großer Pfuhl, welcher bis zum Jahre 1832, wo der Leichnam eines unbekanntes Mannes darin gefunden wurde, jährlich einer sorgfältigen Reinigung unterworfen war. Seitdem aber hatten die Bauern denselben nicht mehr reinigen wollen, obgleich er höchst schädliche Dünste verbreitete, die zahlreiche Fieber erzeugten. Da der Maire des Dorfes sah, daß er mit Ermahnungen und Bitten nicht durchdringen konnte, so versiel er auf einen gar klugen Einfall, um sie aus eigenem Antriebe zu der nothwendigen Arbeit zu vermögen. Er klemmte nämlich ein Goldstück unten zwischen den Huf seines Pferdes, und ließ es in den Pfuhl treiben, um es darin zu baden. Als das Thier herauskam, hatte sich das Goldstück in den Huf eingetreten, weshalb das Pferd hinkte, gerade wie sein Herr es voraus gesehen und gewollt hatte. Man brachte es darauf zum Schmied, wo der Dukaten entdeckt und herausgezogen wurde. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich

das Gerücht von diesem Ereignisse durch das ganze Dorf, und am nächsten Morgen, als noch kaum der Tag graute, waren schon über hundert Menschen mit allem Eifer bei dem Reinigen der Pfüge beschäftigt. Ihr gewaltiger Wetteifer bei dieser Arbeit brachte es dahin, daß gegen Abend der ganze Pfuhl auf das Sorgfältigste gereinigt war, — ohne daß man jedoch das Mindeste darin gefunden hatte. Der Maire benachrichtigte nun die Leute von seinem Kunstgriff, ließ ihnen den Dukaten und fügte noch ein Fäßchen Bier hinzu. Einige sahen zwar sehr verdrüsslich aus und brumnten so etwas von Prellerei und dergleichen, die Mehrzahl aber wurde dadurch umgekehrt sehr heiter gestimmt und meinte, die Reinigung des Pfuhs sei doch auch gar nothwendig gewesen.

Ein Vater kann leichter sechs Kinder ernähren, als sechs Kinder einen Vater.

Eltern und Lehrern kann man nimmer genug danken noch vergelten, und doch findet das obige Sprüchwort leider oft genug seine Erfüllung. So erzählt man ein Exempel von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Acker, und versah sich dessen zu seinen Kindern, sie würden ihn ernähren. Da er aber bei seinem ältesten Sohne eine Zeitlang war, wurde der Sohn seiner überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt Euer Armstuhl ist, soll seine Wiege stehen; wollet Ihr nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“ Da er nun eine Zeitlang bei dem andern Sohne gewesen war, wurde der auch seiner müde und sprach: „Vater! Er hat gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; will Er nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“ — Der Vater ging, und da er nun eine Zeitlang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein, wie in einem Laubenschlage, und Ihr könnt Euer Mittagschläschen nicht machen, wollt Ihr nicht zu meiner Schwester, der Kathe, die wohnt hinter der Stadtmauer?“ — Der Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: „Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Weiber haben ein weideres Herz.“ — Da er aber eine Zeitlang bei seiner Tochter gewesen war, wurde sie sein überdrüssig und sagte: es sei ihr immer Höllenangst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin gehe und die hohe Treppe hinunter müsse, bei der Schwester Lisbeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu ebener Erde. — Damit er in Frieden wegstiege, gab ihr der Alte zum Schein Recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine

lange Zeit bei ihr
ließ ihm durch ein
Quartier wäre zu
der Sicht gelagert
Lodtensgräber
nung. Der Alte
und begab sich zu
ter Leue. — Un
war, sagte ihr
Mutter sagte
sah es kein Befse
wie sie der Altes
nach dem Altes
sah zurückstank
er und war dar
Kinder, denn er
tert schlafen seit
im Sprüchwort:
kame ernähren.

Die M

Ein reicher
zige Tochter,
nur war sie es
hellen Sonnen
sie es wohl alle
Fäden, ob ein
Mensch oder ein
weier aber un
Wenn man bed
war, konnte man
sein feiner sonder
Nun war an
versöhnt, der
wahren. Weil ich
den sei gar fur
Wirthschaft bro
das nächste M
wahr sei. Die
wurde aber des
ich nun auch
recht auffallen
so kurzfristig
schon eine M
jeden. Da sie
jeweils vor die
auf ganz wirt
söhne Näbmad
reden lassen?
wunderie und
im Augenblick
wep. Denn
hinter laufen
die schöne Näb
Vaters großer

kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Frau des Todtengräbers, habe eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte fest, sie könne Recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lene. — Und als er zwei Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Sohnlein zu seinem Großvater: „Mutter sagte gestern zur Tante Elisabeth, für dich gäbe es kein besseres Quartier, als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe.“ — Ueber dieser Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinen Armstuhl zurückfiel und starb. Der Kirchhof nahm ihn auf und war barmherziger gegen ihn, als seine sechs Kinder, denn er ließ ihn in seiner Kammer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. — Darum sagt man im Sprüchwort: daß ein Vater leichter sechs Kinder könne ernähren, denn sechs Kinder einen Vater.

Die Nähnadel am Scheunenthor.

Ein reicher Bauer in Sachsen, hatte eine einzige Tochter, das Mädchen war sonst nicht übel, nur war sie ein wenig blödsichtig, das heißt, bei hellem Sonnenschein in den Mittagstunden konnte sie es wohl allerdings drei Schritt weit unterscheiden, ob ein Gegenstand, der auf sie zukam, ein Mensch oder ein anderes lebendiges Geschöpf war, weiter aber und bei trübem Wetter gar nicht. Wenn man deshalb nur ein wenig aufmerksam war, konnte man es wohl merken, daß das Mädchen kein sonderlich scharfes Gesicht hatte.

Nun war auch in der Nähe ein reicher Pächtersohn, der Lust hatte, das Mädchen zu heirathen. Weil ihm aber die Leute sagten, das Mädchen sei gar kurzsichtig, er werde sie kaum in der Wirthschaft brauchen können, nahm er sich vor, das nächste Ma. doch recht aufzumerken, ob das wahr sei. Dieser Vorsatz des jungen Mannes wurde aber dem Bauernmädchen verrathen, das sich nun auch vornahm, seinem Schatz auf eine recht auffallende Art zu beweisen, daß sie gar nicht so kurzichtig sei, wie die Leute sagten. Sie ließ deshalb eine Nähnadel hinein ins Scheunenthor stecken. Da sie nun ihren Geliebten beim Abschied hinaus vor die Thür begleitete, sagte sie auf einmal ganz wirthschaftlich: ei, wer hat denn die schöne Nähnadel da drüben am Scheunenthor stecken lassen? Ueber diese große Scharfsichtigkeit wunderte und freute sich der junge Mann im ersten Augenblick sehr, aber im zweiten freilich nicht mehr. Denn da das wirthschaftliche Mädchen hinüber laufen wollte nach dem Scheunenthor, um die schöne Nähnadel zu holen, fiel sie über ihres Vaters großen Zugochsen, den sie nicht bemerkt

hatte, weil er ganz ruhig vor dem Heuwagen eingespannt dalag.

Die weichgekochte Einquartierung.

Zur Zeit als die Russen nach Deutschland kamen — es spürt's wohl noch Mancher, wenn's auch schon eine schöne Weile her ist — kam auch eine Einquartierung in ein Dorf, das aus lauter zerstreuten Häusern besteht. Der Quartiermeister sagte beim Schultheißen, wo Alles versammelt war: „Da haben wir einen Mordkerl, mit dem ist schwer auszukommen; gebt den einem, der ihm die Zähne weis.“ Da trat ein kleines aber klug aussehendes Bäuerchen hervor und sagte: „Ich will ihn nehmen.“ Der martialische Krieger geht nun mit dem Bäuerchen nach seinem einsamen Gehöft und sucht schon über den Weg, weil sonst noch nichts zu fluchen da ist. Zu Hause angelangt, schlägt der Krieger auf den Tisch und verlangt Wein, Schnapps und Fleisch u. s. w. Das Bäuerlein sagt: „Da, setzt euch hinter den Ofen, ich will Alles holen, wie der Herr befiehlt.“ Er geht hinaus, läßt die Hunde von der Kette los, die sind klug und folgsam; er sagt zu den Hunden: „Ihr legt euch vor ihn hin und laßt ihn nicht aufstehen, nicht musfen.“

Die Thüre geht auf, die beiden Hunde springen herein und legen sich dem Fremden zu Füßen. Das Bäuerchen legt nun Holz in den Ofen, was nur hineingeht und zündet es an. Dem Krieger fängt es an heiß zu werden, er will auf und hinaus, aber die Hunde lassen ihn nicht von der Stelle. Der Russe knüpft sich nun auf, der Schweiß läuft in Strömen an ihm herab; aber er darf sich nicht rühren. Nach einer Stunde kommt nun das Bäuerchen und fragt: „Nun? Seid Ihr jetzt weich gekocht?“ „Ihr seid mein Mann,“ erwiderte der Russe, „Ihr versteht mich. Aber nun laß das Gehier hinaus, und gebt her, was Ihr habt.“

Sie sahen nun friedlich beisammen und die Nachbarn, die gekommen waren, um den Spektakel mit zu genießen, staunten, als sie durch's Fenster sahen und der Russe neben seinem Daurtierherrn ganz friedlich eine Milchsuppe aß.

Der Kampf mit der Schlange.

Ein in Ostindien lebender Engländer war eines Tages auf die Wachtelsjagd gegangen, begleitet von einigen Dienern, welche die Vögel aus dem hohen Grase aufscheuchen und ihm zutreiben sollten. Nach einigen Stunden anstrengenden Umherstreifens war die Jagdtruppe des Engländer's gefüllt und zufrieden mit der gemachten Beute, al-

lein auch recht ermüdet, streckte er sich in den einladenden Schatten eines Baumes darnieder, um auszuruhen. Seine Begleiter verließen ihn auf einige Zeit, um zu sehen, ob sie nicht in der Nähe einen Maierhof oder sonst eine menschliche Wohnung auffinden und sich einige Erfrischungen verschaffen könnten. Unterdessen überzählte der Engländer behaglich die erlegten Vögel und bestimmte, welche von seinen Freunden und Bekannten damit beschenkt werden sollten.

Er war noch damit beschäftigt, als plötzlich die neben ihm liegenden Jagdhunde mit lauten Gebell aufsprangen, und er, indem er sich nach der Veranlassung ihrer Unruhe umsah, eine Schlange erblickte, welche gerade auf ihn zukam. Es war eine Brillenschlange, deren Biß bekanntlich tödtlich ist. Der Engländer sprang sogleich auf, ergriff ein starkes Bambusrohr, welches einer von seinen Dienern zurückgelassen hatte, schlug nach der Schlange und traf sie glücklich an den aufgerichteten Kopf. Sie fiel sogleich zu Boden und lag wie todt da; ihr Ueberwinder faßte sie daher mit der Hand im Genick, zog das 10 Fuß lange Thier in den Schatten des Baumes, wo er sich setzte und den Rachen nebst den Giftzähnen der Schlange untersuchen wollte. Indem er ihr aber mit einem Hölzchen den Rachen aufzusperren suchte, fühlte er, daß sie den Kopf aus seiner Hand ziehen wolle. Das Thier war bloß betäubt gewesen, und der Engländer drückte die Hand, mit der er den gefährlichen Feind dicht hinter dem Kopfe umfaßt hatte, jetzt so fest als möglich zusammen und streckte deshalb auch den Arm aus. Die Schlange ringelte aber ihren kalten Leib um den Hals und Arm des Mannes, ohne daß dieser es hindern konnte, und suchte sich loszumachen; wäre es ihr gelungen, so war es um ihren Gegner geschehen. Das empfand dieser sehr wohl und sann daher auf ein Mittel, sich von seinem schrecklichen Feinde zu befreien oder wenigstens vor seinem Biß zu sichern. Dieß mußte gelingen, wenn er den Rachen der Schlange mit irgend einem scharfen Werkzeuge durchbohren konnte, wodurch sie am Gebrauch ihrer Giftzähne gehindert wurde. Wo aber ein solches Werkzeug hernehmen.

Da fiel sein Blick auf das zu seinen Füßen liegende Jagdgewehr, und der Ladestock schien zu dem beabsichtigten Zwecke passend. Mit vieler Mühe glückte es ihm, denselben mit der linken Hand herauszuziehen, und ihn der Schlange durch die untere Kinnlade zu stoßen. Zaudernd ließ er nun den Hals des Thieres mit der rechten Hand los, schwenkte den Ladestock, an den die Schlange gespießt war, über den Kopf, wodurch er sich von ihrer Bindung um den Hals befreite, und konnte nun auch seinen Arm frei machen und das giftige Thier vollends tödten.

Mit welchen Empfindungen der Freude und des Danks gegen Gott der Engländer diese Stelle der Gefahr verließ, kann sich der Leser leicht denken. Uns aber ist diese Geschichte ein Beweis, daß Besonnenheit und Verstand noch aus den drohendsten Gefahren einen Ausweg zu finden wissen. — In unsern Ländern sind wir vor Schlangen sicher; aber die Sünde ist auch einer Schlange an Gefährlichkeit gleich, und darum ruft uns die Schrift zu: Mein Kind, fliehe vor der Sünde wie vor einer Schlange! — Wer eine gefährliche Reizung zur Sünde in sich oder außer sich niedergekämpft hat: wird der nicht mit noch größerem Wohnegefühl den Kampfplatz verlassen?

Das böse Gewissen.

Vor nicht gar langer Zeit lag bei Stuttgart ein alter vom Schlagfluß gelähmter Mann, Namens Müller, auf dem Krankenbett und wartete mit Sehnsucht der Stunde, die ihn heimführen würde. Seine Gestalt war verfallen und die Kräfte seiner Glieder waren geschwunden, aber aus seinen Augen blickten desto mächtiger die Kräfte eines Lebens hervor, welches nicht mit dem Leibe vergeht. Viele wurden durch diesen Blick und durch die fromme Rede seines Mundes erquickt, dagegen Andere wiederum jenen nicht zu ertragen vermochten. So konnte auch eine Mörderin, von der wir hier erzählen wollen, die Kraft im Blicke des frommen Mannes nicht ertragen.

Der alte Müller war eines Tages allein im Zimmer, da tritt ein fremdes Weib mit einem Fäßchen herein und bietet ihm Brantwein zum Kaufe an. Müller braucht keinen und weist den Antrag ab. Das Weib aber wiederholt denselben, ungeachtet seines mehrmaligen Abweisens, wird zuletzt frech und zudringlich und will nicht von der Stelle gehen. Müller schweigt jetzt und blickt die Brantweinverkäuferin sehr ernst an. Ihre Blicke begegnen den seinen und können diesen nicht mehr ausweichen. Sie hört auf zu handeln und zu schelten und schaut mit immer steigender Unruhe unverwandt den alten Müller an. Endlich fragt sie und wiederholt die Frage mehre Male: „Was seht Ihr mich denn so an?“ Müller schweigt und blickt ruhig in diese unruhigen Augen und bewegten Mienen. Da ruft das Weib heftig bewegt aus: „Ihr braucht mich nicht so anzusehen, ich habe nichts Böses gethan.“ Der Greis, noch immer schweigend, blickt sie ernster an. Da ruft jene wieder: „Ich habe gewiß nichts Böses gethan! Sehet doch einmal weg, man meint ja, Ihr wolltet Einen erstechen!“ Müller schweigt. „Ach, lieber Gott, laßt mich doch gehen! Was wollt Ihr denn von mir? — Ach ich seh' schon, Ihr wißt es, ich will's Euch

zu gerne...
Der Greis...
ein unbehaglich...
nicht mehr...
und fragt...
das Weib...
irrelich hat...
Gottes willen...
nicht zu Leibe...
der Greis imm...
zu Leibe gethan...
Ach Gott im...
von umgebracht...
bett behüte...
läßt sie eilig...
branten Alten...
erinnen kann,

Kapitel	fl.	Zu 4	
		Ein Jah	fl. in. 4
1	2	1	
2	4	3	
3	7	6	
4	9	9	
5	12	12	
6	14	14	
7	16	16	
8	19	19	
9	21	21	
10	24	24	
20	48	48	
30	112	112	
40	136	136	
50	2		
60	224		
70	248		
80	312		
90	336		
100	4		
200	8		
300	12		
400	16		
500	20		
600	24		
700	28		
800	32		
900	36		
1000	40		

Bei dieser...
nicht bezahlt m

ja gerne gestehen! Eins hab' ich gehabt!" — Der Greis spricht bloß: "So? Eins?" — "Ja, ein uneheliches Kind hab' ich gehabt, aber gewiß nicht mehr." Müller schaut sie durchdringend an und fragt: "So? nur Eins?" — "Ach," spricht das Weib, "woher wißt Ihr denn Alles? Ja, freilich hab' ich zwei gehabt, aber sagt es um Gottes willen Niemanden! Ich hab' ihnen gewiß nichts zu Leide gethan, gewiß nicht." Da fragt der Greis immer ernster redend: "So? nichts zu Leide gethan?" — Jene schreit heftig auf: "Ach Gott im Himmel, nein, ich habe eins davon umgebracht! Was ist das für ein Mann. Gott behüte Einen vor diesem Mann!" und so läuft sie eilig zum Hause hinaus und ist dem frankten Alten aus den Augen, ehe sich dieser nur befinden kann, was zu thun sei.

Anzeiger.

Leidende

werden auf nachstehende empfehlenswerthe Schriftchen aufmerksam gemacht, welche durch alle Buchhandlungen bezogen werden können:

Schwabe, Dr. C., Heilmittel gegen Hautkrankheiten, namentlich gegen trockene und nässende Flechten, Schwinden, Hautfünken, Mitesser und ähnliche Hautauschläge. broch. 18 kr.

Venus, Dr. R. J. A., Belehrungen über Gicht und Rheumatismus in ihren verschiedenen Formen. broch. 18 kr.

Sandel, Frz. (prakt. Arzt), Sülse für Augenranke, besonders für Solche, welche an Augenschwäche, Trockenheit der Augen, chronischen Entzündungen und deren Folgen leiden. broch. 18 kr.

Venus, Dr. R. J. A., praktische Belehrungen für Nervenleidende. broch. 18 kr.

Zins-Tafel.

Kapital R	Zu 4 pr. Ct.			Zu 4½ pr. Ct.			Zu 5 pr. Ct.			Zu 5½ pr. Ct.			Zu 6 pr. Ct.						
	Ein Jahr			Ein Mon.			Ein Jahr			Ein Mon.			Ein Jahr			Ein Mon.			
	fl.	kr.	hl.	fl.	kr.	hl.	fl.	kr.	hl.	fl.	kr.	hl.	fl.	kr.	hl.	fl.	kr.	hl.	
1	2	1			2	2			3			1	3	1		1	3	2	1
2	4	3		1	5	1		1	6			2	6	2		2	7		2
3	7			2	8			2	9			3	9	3		3	10	3	3
4	9	2		3	10	3		3	12			1	13			1	14	1	1
5	12		1		13	2		1	15		1	1	16	2	1	1	18		1
6	14	1	1		16		1	1	18		1	2	19	3	1	2	21	2	1
7	16	3	1	1	18	3		1	21		1	3	23		1	3	25	2	1
8	19		1	2	21	2		1	24		2		26	1	2		28	3	2
9	21	2	1	3	24	1		2	27		2	1	29	2	2	1	32	1	2
10	24		2		27		2	1	30		2	2	33		2	3	36		3
20	48		4		54		4	2	1		5	1	6		5	2	1	12	6
30	112		6		121		6	3	1	30		7	2	1	39		8	1	148
40	136		8		148		8		2		10		2	12		11		2	224
50	2		10		215		11	1	2	30		12	2	2	45		13	3	3
60	24		12		242		13	2	3		15		3	18		16	2	3	36
70	248		14		309		15	3	3	30		17	2	3	51		19	1	4
80	312		16		336		18		4		20		4	24		22		4	48
90	336		18		403		20	1	4	30		22	2	4	57		24	3	5
100	4		20		430		22	2	5		25		5	30		27	2	6	30
200	8		40		9		45		10		50		11		55		55		12
300	12		1		13	30		1	7	2	15		1	15	16	30		1	22
400	16		1	20		18		1	30		20		1	40	22		1	50	24
500	20		1	40		22	30		1	52	2	25		2	5	27	30	2	17
600	24		2		27		2	15	30		30		2	30	33		2	45	36
700	28		2	20		31	30		2	37	2	35		2	55	38	30	3	12
800	32		2	40		36		3		40			3	20	44		3	40	48
900	36		3		40	30		3	22	2	45		3	45	49	30		4	7
1000	40		3	20		45		3	45		50		4	10	55		4	35	60

Bei dieser Zinstafel sind die Viertelkreuzer- oder Hellerbrüche nicht angegeben, weil sie ohnehin nicht bezahlt werden. Im Uebrigen kann man sich sicher darauf verlassen.